



Aus Freude am Lesen

Jamaika, Mitte des 19. Jahrhunderts. Sie war einst Hausskлавin auf der Zuckerplantage Amity und hat bewegte Zeiten hinter sich. Nun, viele Jahre nachdem sich ihre Brüder und Schwestern im sogenannten Baptistenaufstand ihre Freiheit mit Blut erkauften, drängt es die inzwischen betagte Miss July ihrem Sohn, einem angesehenen Verleger, die Geschichte ihres Lebens zu offenbaren – und ihm zu erklären, warum sie gezwungen war, ihn als Säugling auf den Stufen einer Pfarrei auszusetzen. So beginnt sie von jener Zeit zu erzählen, als sie die rechte Hand der Missus auf der Plantage war. Bis sich mit einem neuen Aufseher ihr Leben dramatisch änderte ...

ANDREA LEVY wurde 1956 als Kind jamaikanischer Einwanderer in London geboren, wo sie heute noch lebt. Ihr Roman *Eine englische Art von Glück* (2004) wurde ein Millionenbestseller, mit einer Vielzahl von Preisen ausgezeichnet und von der BBC erfolgreich verfilmt. Ihr neuester Roman *Das lange Lied eines Lebens* stand wieder wochenlang auf der britischen Bestsellerliste und war nominiert für den Booker-Preis 2010, den bedeutendsten Preis für englischsprachige Literatur.

Andrea Levy

Das lange Lied
eines Lebens

Roman

*Aus dem Englischen
von Hans-Christian Oeser*

btb

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *The Long Song*
bei Headline Review / Headline Publishing Group, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juli 2012

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2010 by Andrea Levy

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by Deutsche

Verlags-Anstalt in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

München

Umschlaggestaltung: © semper smile, München

Umschlagmotiv: © mauritus images / Alamy

Satz: DVA / Brigitte Müller

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74412-1

www.btb-verlag.de

Bitte Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de.

Für Amy, Ivy und Beryl

VORWORT

Das Buch, das Sie in Händen halten, ist aus einem Bedürfnis heraus entstanden. Meine Mutter hatte eine Geschichte – eine Geschichte, die ihr so dick und fett in der Brust saß, dass sie sich dank einer Kraft, die mächtiger war als ihr eigener Wille, gezwungen sah, sie mir, ihrem Sohn, anzuvertrauen. Mit der Absicht, dass ich sie, wäre mir ihr Inhalt erst einmal bekannt, zu einem späteren Zeitpunkt an meine Töchter weiterreichen würde. Und so würde sie sich fortsetzen. Die Geschichte würde nie verloren gehen und durch immerwährendes Wiedererzählen womöglich so an Majestät gewinnen, dass sie es mit den Legenden aufnehmen könnte, die man sich hier auf der Insel Jamaika erzählt, wenn man in einem der eleganten Herrenhäuser auf Porträts oder Büsten weist.

Für eine großmütige alte Frau, die viele Jahre ihres Lebens in schlimmen Umständen verbracht hatte, war dies ein ehrgeiziges Vorhaben. Ihr Wunsch heischte Respekt.

Unglücklicherweise begann meine Mutter, mir ihre Chronik während einiger meiner arbeitsreichsten Stunden vorzutragen. Und trotzdem schien diese liebenswürdige Frau es niemals müde zu werden, meine Gesellschaft zu suchen: früh am Morgen, in der Hitze des Mittags oder spät, spät in der Nacht. Sie folgte mir durchs ganze Haus: wenn ich gerade dabei war, mich zu waschen oder anzukleiden; wenn ich darauf wartete, dass mir meine Mahlzeit gebracht wurde; wenn ich kaute; wenn ich den Teller fortschob; wenn ich in ein Gespräch mit meiner Frau vertieft war; selbst an meinem Arbeitsplatz, wo mehrere meiner Männer begierig auf meine Anweisungen warteten. Es erfüllte

mich mit Beschämung, dass ich nicht hinreichend Zeit fand, ihrer Erzählung Aufmerksamkeit zu schenken – dass ich meist nur so tat, als hörte ich mir ihre Geschichte an, obwohl doch in Wahrheit kein einziges Wort davon an mein Ohr oder an mein geistiges Auge drang. Ach, wie oft nickte ich ihr zu, wenn ein kräftiges Kopfschütteln erforderlich gewesen wäre! Ich will hier nicht auf die Schwierigkeiten eingehen, die dadurch in meinem Haushalt entstanden, aber seien Sie versichert, dass sie zahlreich waren. Nein, wenden wir uns lieber mit Vergnügen der Lösung zu, die sich schließlich fand.

Ein Leseheft – eine kleine Broschüre. Die Worte meiner Mutter auf Papier gedruckt, die Schrifttype zur Erleichterung der Lektüre in schwärzester Tinte. Den Einband könnte ein grober Holzschnitt zieren, ein Pferd oder ein Karren, ein Bündel Zuckerrohr (denn ich kenne einen Mann, der diese Dinge mit solcher Kunstfertigkeit wiederzugeben versteht, dass man sich in dem trügerischen Glauben wiegt, den Gegenstand selbst vor sich zu sehen).

Ich erklärte meiner geliebten Mutter, dass ihre kostbaren Worte, waren sie erst einmal ausgesprochen, für alle Ohren außer meinen verloren seien. Wenn sie sie jedoch Papier anvertraute, dann könnte ich ihre Geschichte nach Belieben durchlesen, und nicht ein Wort davon würde eingebüßt werden, falls sich mein unruhiger Geist anderen Dingen zuwandte. Und noch besser, die überzähligen Bände, die aus der Druckerpresse kämen, könnten auf der ganzen Insel verkauft werden, sodass sich auch andere Menschen, von nah und fern, an Mutters gewissenhafter Erzählung erfreuen konnten.

Meine Mutter hatte ihr Leben jedoch als jemand begonnen, für den das Schreiben der Buchstaben A, B, C zur Folge hätte haben können, ausgepeitscht zu werden, denn sie war als Sklavin geboren worden. Das Unterfangen, ihre Geschichte in Worte zu kleiden, die in eine Druckfassung gebracht und gelesen werden konnten, war für ihre arme Seele anfangs höchst beunruhigend.

Sie sorgte sich und folgte mir durchs ganze Haus, durch die ganze Stadt, berichtete mir in vielen Worten von der Angst, die sie habe, ihre Geschichte zu Papier zu bringen. Sie fürchtete, ihr fehle das Geschick, sich in dieser Form verständlich zu machen; und was, wenn ihr bei der Schilderung ein Fehler unterlaufe? Dann stünde er ewig und drei Tage da, sodass sich jedermann über ihre Irrtümer amüsieren würde!

Mein Gewerbe ist das eines Buchdruckers. Und obwohl es normalerweise gar nicht zu meinem Charakter passt, mit meinen Erfolgen zu prahlen, so muss ich doch darauf hinweisen, dass viele – seien es Schwarze, Weiße oder Farbige – mich für einen der besten Buchdrucker auf dieser Insel halten. Meine besondere Fähigkeit besteht darin, selbst flüchtig hingekritzelt Manuskripten Sinn abzugewinnen. Man gebe mir eine Handschrift, die so aussieht, als sei ein Insekt mit schmutzigen Beinchen übers Papier gekrochen, und ich drucke ihre Worte, klar und präzise. Man zeige mir Flecken und Tintenkleckse, und ich sehe Form. Mögen Grashalme in der Brise durcheinanderwehen – in ihren fließenden Strähnen finde ich Worte geschrieben.

So war ich also in der Lage, meiner hoch geschätzten Mutter zu versichern, dass ich ihr gewissenhaftester Lektor sein würde. Noch ihr unleserlichstes Manuskript würde ich zum Leben erwecken und dafür sorgen, dass ihre Geschichte dahinströme wie einige der besten schriftstellerischen Erzeugnisse englischer Sprache. Und man brauche sich dieses Beistands auch nicht zu schämen, denn in den besten Verlagshäusern Großbritanniens – lassen Sie mich als Beispiele Thomas Nelson and Sons oder Hodder & Stoughton anführen – sei eine behutsame Unterstützung der Autoren in dieser Art gang und gäbe.

Dankbar stimmte sie zu. Gab dann das Vergnügen auf, Maisbrei, Fischsuppe und geröstete Brotfrüchte zuzubereiten, unsere Kleidung zu nähen und zu flicken, sowie andere Arbeiten, die, um der Wahrheit die Ehre zu geben, in unserem geschäftigen

Haushalt von einigem Nutzen waren, um all ihre Mühe auf das erhabene Unternehmen zu verwenden, dieses dauerhafte Vermächtnis eines gedruckten Buches.

Die Erzählung darin ist das alleinige Verdienst meiner Mutter. Obwohl sie anfangs Scheu vor dieser Aufgabe gehabt hatte, war sie nach mehreren Monaten so davon eingenommen und derart ermutigt, dass meine Ratschläge oft auf Ohren fielen, die ihnen verschlossen blieben. Bei einigen Szenen bat ich sie ernstlich, sie nicht in der von ihr gewählten Art abzufassen. Doch wie ein begabter Schüler gegenüber einem erschöpften Lehrer bestand sie darauf, ihren Willen durchzusetzen. Und einer resoluten Frau zuzustimmen ist immer einfacher, als ihr zu widersprechen.

So ist nur noch eine erklärende Bemerkung meinerseits vonnöten; obwohl diese Geschichte im begrenzten Format und in den begrenzten Seitenzahlen einer Broschüre oder eines Lesehefts Platz finden sollte, wuchs sie immer stärker an. Nichtsdestoweniger, lassen Sie mich diese einleitenden Worte nunmehr beschließen, auf dass die Erzählung meiner Mutter endlich ihren Anfang nehme.

Thomas Kinsman
Verleger und Herausgeber
Jamaika 1898

ERSTER TEIL



ERSTES KAPITEL

Es war vorbei, kaum dass es begonnen hatte. Kitty spürte auf nur unerhebliche Weise, wie das Ding des Aufsehers Tam Dewar in sie eindrang, sodass sie beschloss, daran zu glauben, dass er sie einfach nur von hinten angeschubst hatte, so wie jeder grantige, grummelnde, grollende Weiße es getan hätte, wenn sie in einer Menschenmenge zusammengedrängt worden wären. Nur dass er Kitty bei dieser Gelegenheit, nachdem er sein Ding wieder aus ihr herausgezogen hatte, als Geschenk einen zerknitterten Ballen gelb-schwarz gestreiften Stoffs in die Hand drückte. Das war für sie empörender als die grobe Handlung selbst – denn nun musste sie überlegen, ob sie diesem weißen Mann für seine armselige Gabe dankbar zu sein hatte oder nicht ...

Geneigter Leser, mein Sohn erläuterte mir, dass dies für den Beginn einer Geschichte zu taktlos sei. Bitte sieh's mir nach, aber dein Erzähler ist eine Frau, die geradeheraus spricht und über wenig Tinte verfügt. Sich über die zahlreichen lärmenden Vögel auf dieser Insel zu verbreiten oder über die Natur der Bäume, wo doch jedermann weiß, dass sie grün und üppig sind, oder kostbare Worte daran zu verschwenden, die grausam heiße Sonne zu beklagen, ist weder klug, noch habe ich Lust dazu. Das will ich gleich zu Anfang bekennen, sodass du abwägen kannst, ob du an meiner Geschichte Interesse finden magst. Wenn nicht, so suche andernorts, denn es gibt eine Menge Bücher, die dich zufriedenstellen werden, falls es dich nach Worten verlangt, die frei und ungehindert fallen wie die Kotballen, die aus dem After eines Maultiers plumpsen.

Tritt an jedwedes Regal, das unter dem Gewicht von Büchern ächzt, und du wirst Bände in Leder und mit Goldprägung finden mit dem aufgeblasenen Gewäsch einer weißen Dame, durch das du dich hindurchwinden kannst. Bäume in Hülle und Fülle wirst du darin sehen, Vögel in allen Farben und, oh, eine Sonne, die glühend heiß herniederbrennt. Diese weiße Missus wird dich, kaum dass du das Buch aufgeschlagen hast, mit den unzähligen Beschwernissen ihres Lebens auf einer Zuckerplantage in Jamaika vertraut machen. Zwei Seiten über Rindfleischknappheit. Fünf weitere über den Wunsch nach einem neuen Hut, den sie zu ihrem herrlichen rosa Taftkleid tragen könnte. Keine Butter, sondern wieder nur diese schreckliche Alligatorbirne! Das ist nun wirklich eine Entbehrung, die die zehn Seiten wert ist, die sie benötigt hat, um sie zu schildern. Drei Kapitel sind wahrlich kein Übermaß für die Klagen einer anspruchsvollen Weißen, die sich in eine Gesellschaft verirrt hat, die ihr zu glanzlos erscheint. Und was die Trägheit und Dummheit ihrer Sklavinnen betrifft (hier solltest du ein Taschentuch zur Hand haben, um dir die Tränen zu trocknen), so kann nur das Bedürfnis nach Schlaf sie davon abhalten, noch mehr Seiten zu füllen, um sich auch über dieses verdrießlichste aller Themen zu äußern.

Und all diese besonderen Widerwärtigkeiten allein dem Zucker zuliebe, der den Menschen in England den Tee versüßt und die Zähne schwärzt. Aber verlass dich nicht auf mich, lies diese Bände lieber selbst. Denn ich hab's getan. Und für mich war es erschütternd, dass etwas so Erbauliches wie das Bücherlesen eine unbedarfte weiße Missus dazu einlädt, mir ihre Torheiten in den Kopf zu rülpfen.

Deshalb soll's mich nicht bekümmern, wenn ich Leser verliere, die sich derlei Geschichten wünschen. Du aber, wenn du eine Geschichte nach meiner Art hören möchtest, verweile.

Beim Schreiben habe ich eine Tasse gesüßten Tees neben mir stehen (obwohl er für meinen Geschmack nicht süß genug ist,

doch hier, auf dieser Zuckerinsel, hat Süße einen hohen Preis); die Lampe brennt hell genug, um ihren Schein auf das Papier zu werfen, das vor mir liegt; das Fenster ist geöffnet, und eine Brise kühlt mir den Nacken. Doch warte ... ein lästiges Insekt hat beschlossen, immer wieder gegen meine Lampe anzufliegen. Es zu verscheuchen wird nichts nützen, denn es glaubt, wo Licht ist, wächst das Rettende auch. Aber sein beharrliches Brummen lenkt mich ab. So hab ich's eben auf einem aufgeschlagenen Buch zerquetscht. Sobald ich seinen blutigen Kadaver von der Seite gewischt habe (denn die gehört zu einem Buch, in dem mein Sohn gelesen hat), werde ich in meiner Erzählung fortfahren.

ZWEITES KAPITEL

July kam auf einem Zuckerrohrfeld zur Welt.

Ihre Mama stand tief hinabgebeugt und hieb mit ihrer Machete auf eine dicke Zuckerrohrstange ein. Aber von nur einem Schlag fiel das Rohr nicht um. Ermattet richtete sie sich auf, um den wilden Regenguss kühlend über Gesicht und Hals rinnen zu lassen. Sie blinzelte in die Regentropfen und wischte sich mit der Handfläche über die Stirn. Als ihr von den gezackten Rändern der Blätter grober Staub in die Augen geriet, legte sie den Kopf zurück, um sie sich vom Balsam des Regens auswaschen zu lassen. Dann bückte sie sich wieder, um das untere Ende des Zuckerrohrs zu ergreifen und ihm einen weiteren Schlag zu versetzen.

So beschäftigt war sie damit, das triefende Rohr von seinen Blättern zu befreien – selbst in der Nässe des Regens flogen deren leicht abbrechende Ränder wie Distelwolle um sie herum –, dass sie gar nicht bemerkte, dass ihr soeben ein Kind aus dem Schoß gefallen war. Genau dort kam July zur Welt – glitt hinaus und plumpste blutig und zitternd auf ein stacheliges Lager aus Zuckerrohrabfällen.

Als July so ungeschützt auf dem Boden lag, besah sie sich den Albtraum aus hohen Zuckerrohren, die sie finster, zerfetzt und unordentlich von allen Seiten anstarrten, und spürte, wie der Saum eines rauen Wollrocks seine schwere Nässe über ihren nackten Leib schleifte. Dann, auf einmal, erblickte sie die mächtige schwarze Frau, die ihre Mama war – wie sie mit einem langen Stängel kämpfte, ihn in die Luft schwang und die Blätter der ganzen Länge nach abtrennte, bevor sie den nackten

Halm zu Boden warf. Die Arme ihrer Mama, die sich durchbogen bei dieser anstrengenden Arbeit, waren kräftig wie die Beine eines Pferdes im gestreckten Galopp. Ihr breiter Nacken sah aus, als sei er aus einem kunstvoll gedrechselten Holzstück gefertigt. Ihre nackte Brust, von Schweiß und Regen bedeckt, glänzte, als sei sie lackiert.

Diese kolossale Frau ging noch immer entschlossen ihrer Arbeit nach, ohne zu bemerken, dass ihr etwas abhandengekommen war. Erst als July einen scharfen, durchdringenden Laut ausstieß, welcher das Zuckerrohr zum Rascheln brachte und die Vögel aufschreckte, hielt ihre Mama, die erhobene Machete in der Hand, plötzlich inne und wunderte sich über die Herkunft dieses verzweifelten Schreis. Da sah sie zum ersten Mal ihr an diesen unzureichenden Ort gefallenes Kind. Julys Mama reinigte die Schneide ihrer Machete und steckte sie in das Stück Tuch, das sie um die Hüfte geknotet hatte. Dann begann sie, mit einer Hand das Tuch zu lösen, das sie um den Kopf geschlungen hatte, während sie mit der anderen, zu einem Körbchen geformten Hand ihr Neugeborenes emporhob. Es dauerte nur einen flüchtigen Augenblick, bis July in das Kopftuch gewickelt war und sicher und warm am festen mütterlichen Rücken ruhte – während ihre Mama aus der Schärpe um ihre Hüfte wieder die Machete hervorzog und in ihrer Arbeit fortfuhr.

Und damit endet die Geschichte von Julys Geburt – eine Geschichte, die spannender war als alles, was die schlagfertige Spinne Anancy herbeizaubern könnte. Wobei einige erzählten, es sei gar kein Regen auf den zarten Körper der neugeborenen July herabgeprasselt, vielmehr habe die heiße Sonne auf ihn herniedergebrannt, deren glühende Hitze das Blut der Nachgeburt auf ihrer nackten Haut zu einer harten, rauen Kruste gebacken habe. Dann wieder sei es ein Wind gewesen, der mit so heftigem Atem geblasen habe, dass die Mutter ihr Kind an

einem Bein festhalten musste, damit es nicht aus dem Zuckerrohrfeld übers Herrenhaus hinweg in die Wolken geweht wurde. Und wieder eine andere Fassung besagt, ein Tiger mit langer, spitzer Schnauze und sechs Beinen habe an der kleinen July herumgeschnüffelt, weil er sie für Nahrung gehalten habe. Doch ganz gleich, zu welchen glorreichen Höhenflügen ihre Lügengeschichte sich aufschwang, July bekannte sich stets dazu, auf einem Zuckerrohrfeld zur Welt gekommen zu sein.

Dennoch, geneigter Leser, darf ich nicht zulassen, dass meine Erzählung durch solcherlei Ausschmückungen durcheinandergerät, denn sonst könntest du auf einer späteren Seite auf die Idee kommen, mich der Täuschung zu bezichtigen, gerade dann, wenn ich in Wahrheit von Tatsachen berichte, mag auch der Inhalt meiner Geschichte nicht weniger absonderlich erscheinen. Wenngleich du deine Erzählerin aufgrund der folgenden Schilderungen für eine Langweilerin halten könntest, so sind diese doch, ohne jede Fantasterei, die tatsächliche Wahrheit über Julys Entbindung in diese Welt – das kannst du mir glauben.

Kitty, ihre Mama, gebar July in ihrer Wohnhütte. Acht lange Stunden wanderte Kitty in jener Hütte auf und ab – erst fünf Schritte in die eine Richtung, dann fünf Schritte in die andere. Die ganze Zeit über presste sie die Handflächen ins Kreuz, denn sie hatte Angst, ihr hervorstehender Bauch könnte die Kraft haben, sie holterdiepolter zu Boden zu werfen. Das grobe Leinenhemd, das sie trug, war so schweißdurchtränkt, dass es aussah, als sei es aus Gaze, und klebte eng wie eine Bandage an ihrem Körper. Hin und wieder hielt sie in ihren fieberhaften Schritten inne, stemmte hoch über ihrem Kopf die Hände gegen die Wand, verlagerte ihr Gewicht in die Arme und hechelte heftig wie ein tollwütiger Hund.

Kittys Schweiß verwandelte den Boden unter ihren Füßen in eine schlüpfrige Schlammschicht. Deshalb bat Rose, die Frau, die ihr bei der Geburt behilflich war, Kitty, sich ein wenig zu

bücken, damit sie ihr mit einem Lappen Gesicht und Hals abwischen könne – denn Kitty war fast einen Meter dreiundachtzig groß und Rose nicht größer als einen Meter zweiundzwanzig. Als Rose noch im gebärfähigen Alter gewesen war, hatte sie selbst zwei Kinder zur Welt gebracht – eines war hart wie altbackenes Brot entbunden, das andere verkauft worden, noch ehe sie es richtig entwöhnt hatte. Aber sie war die bevorzugte Geburtshelferin auf der Plantage, denn Kinder, die mithilfe ihrer Kunst geboren wurden, gediehen mit einer Kraft wie sonst nur das verwöhnteste Kind einer weißen Missus. Doch Kitty wollte sich nicht bücken, um sich von Rose den Schweiß abwischen zu lassen. Um Kitty mit dem Tuch über die Stirn zu fahren, musste Rose schon in die Höhe springen wie eine schwächliche Haussklavin, der man befohlen hat, ein hohes Regalbrett abzustauben.

Ebenso wenig wollte Kitty an dem Bündel Räucherstäbchen riechen, mit dem Rose herumwedelte. »Komm, das beruhigt. Riech dran«, verlangte Rose. Als Rose das duftende Bündel Kitty schließlich unter die Nase stieß, begann diese bei dem beißenden Geruch sogleich zu würgen. Da riss sie Rose die Räucherstäbchen aus der Hand und warf sie zu Boden. Der Streifen Ziegenfell, mit dem Rose Kittys zuckenden Bauch hatte massieren wollen, entlockte Kitty den Ausruf: »Ja nicht berühren, bloß nicht berühren!« Zum Glück konnte Rose sich gerade noch ducken, bevor Kittys Hand ausholte, um sie quer durchs Zimmer zu schleudern – denn der Schlag wurde mit solcher Wucht ausgeführt, dass sich die winzige Rose mit Sicherheit im Flechtwerk der Wand wiedergefunden hätte.

Schließlich bat Rose, Kitty solle doch wenigstens ein paar Bissen von den Brotfrüchten essen, die man ihr gebracht hatte. Als Kitty sich weigerte, aß Rose die Brotfrüchte selbst auf und wiederholte in Tönen, die von Befehlen bis zum Betteln reichten, Kitty solle sich auf die Matratze hocken, um sich Erleichterung von den Geburtswehen zu verschaffen. Über eine

Stunde lang flehte Rose sie an, bis Kitty lauter als ein Hahn vor Tagesanbruch kreischte und schrie: »Still jetzt, Miss Rose – dein Geplapper, ich kann's nich' mehr ertragen.«

In diesem Augenblick sank Kitty auf die Knie und kroch auf die Matratze, wobei ihr schwerer Bauch den schmutzigen Fußboden streifte. Bald schon hatten sich die Zuckerrohrabfälle, mit denen die Matratze ausgestopft war, vollgesogen mit Kittys Schweiß – es gluckste geradezu unter ihr, als sie sich gepeinigt hin- und herwarf, um eine Position zu finden, die ihre Wehen linderte. Endlich aber konnte Rose an all die Körperteile herangelangen, an die sie sich herantasten musste, um mit ihren legendenumwobenen Manipulationen zu beginnen. Vor der Tür der Hütte wies Rose ein paar Kinder an, einen Eimer Wasser vom Fluss zu bringen. Sie fluchte, als sie den winzigen Tropfen Wasser sah, den die nutzlosen Blagen ihr gereicht hatten, ehe sie sie aus der Hütte scheuchte. Dann aber tauchte Rose einen Lappen in den Eimer und presste das kühle Wasser auf Kittys aufgesprungene, trockene Lippen.

Nach weiteren zwei Stunden begann Kitty zu brüllen. Sie kniete auf der Matratze, stemmte die Hände gegen die Wand und schrie, dieser Schmerz sei schlimmer als alles, was sie je erduldet habe. Oh, komm nur, Treiber, peitsche sie, brandmarke und versenge sie, denn Kitty war sich sicher, dass keiner der geringfügigen Schmerzen, die die Menschheit zu erleiden hatte, ihr jemals wieder etwas anhaben konnte. Diesen Schmerz konnte nur ein Dämon hervorrufen; seine Klauen gruben sich tief in ihr Innerstes, damit dieses Kind zur Welt kam.

»Ich sterbe, Miss Rose«, brüllte Kitty. »Ich sterbe!«

»Das Wurm kommt bald, bald kommt's«, flüsterte Rose zärtlich.

»'s kommt nicht. Ich sterbe hier«, jammerte Kitty.

In diesem Augenblick trat der Aufseher, Tam Dewar, in die Hütte und schrie: »Was ist das für ein Lärm? Halt's Maul, verdammt noch mal. Mir tut der Kopf weh.«

Von dem heillosen Krach, der da an seine Ohren schlug, war er beim Abendessen gestört worden und stand nun schwer atmend da wie ein Mann, der ernstlich entrüstet ist. Das heißt, bis ihn der Gestank in Kittys Hütte überwältigte. Sein Gesicht, das sich vor Zorn in Falten gelegt hatte, verzog sich zu einer angeekelten Grimasse – als kaue er ranziges Fleisch. Er stellte seine Leuchte auf den Boden, um nach seinem Taschentuch zu kramen und Mund und Nase zu vermunnen, dann rief er durch das Tuch hindurch: »Was geht hier vor?«

Rose machte einen Knicks vor dem Aufseher und sagte: »Sie kriegt 'n Kind, Massa – 's kommt bald«, während Kitty sich rasch flach auf die Matratze legte und ihre Blöße, so gut es ging, mit ihrem nassen Hemd bedeckte. Sie bemühte sich, stillzuliegen, und hob nur die Augen, um in Tam Dewars verkniffenes Gesicht zu blicken. Beim Schein der Leuchte wirkte sein Mund noch schiefher als sonst, und sein kahler Schädel sah aus, als sei er von einer Eierschale gekrönt. Kitty konnte jedoch nicht lange stillliegen, denn ein Ei von der Größe des Mondes drängte aus ihr heraus. Sie stieß einen so gellenden Schrei aus, dass Tam Dewar in die Knie ging und zu wimmern begann, als sei er es, der die größte Not leide.

»Sei ruhig, sei ruhig, sag ich dir!«, jammerte er laut, bevor er Rose befahl: »Stopf ihr das Maul!«

Rose sah den Mann voller Verwunderung an. »Stopf ihr das Maul mit einem Lappen, mach schon, mach schon«, beharrte er. Rose nahm einen Lappen, tauchte ihn in den Eimer mit Wasser und wischte damit über Kittys Lippen. Aber Tam Dewar schnaufte verärgert und befahl: »Doch nicht so!« Er schnappte sich den Lappen, den Rose in der Hand hielt, dann stopfte er das feuchte Tuch in Kittys Mund. »So, du dumme Kuh, so!«

Rose protestierte: »Massa, 'n Kind kommt, 'n Kind kommt!«

Kitty würgte an dem unförmigen Tuch, biss dann hart zu, um mit den Zähnen die Finger des Aufsehers zu fassen zu bekommen.

»Verflucht!«, schrie er. Mit einem Ruck löste er seine Finger aus ihrem Biss, dann holte er mit der Hand aus, um Kitty ins Gesicht zu schlagen.

Rose beeilte sich, um zwischen Kitty und den weißen Mann zu treten, und sagte: »'n Kind kommt, Massa, 'n Kind kommt, Massa ...«, denn sie konnte sehen, dass der Mann ein zweites Mal auf Kitty einschlagen wollte. »Mitleid, Massa, Mitleid, nicht peitschen, sie kriegt 'n Kind, Massa«, flehte Rose.

Tam Dewar schleuderte die winzige Gestalt zur Seite und war drauf und dran, Kitty noch einmal zu schlagen, denn ihre Unverschämtheit pochte noch in seinen Fingerspitzen. Und Kitty, die sich vor dem drohenden Schlag wegkauerte, schlang einen Arm um ihren riesigen Bauch und streckte dem Mann die gespreizte Hand entgegen, um ihn sich vom Leib zu halten. In diesem Moment war Tam Dewar beschwichtigt. Er starrte sie kurz an, dann ließ er die erhobene Hand sinken. Er kniete neben Kitty nieder, hob die Hände und machte »Pscht, pscht!«, um sie zu besänftigen, während er leise mit ihr sprach. »Meine Schwester hat mir Erdbeermarmelade aus Schottland geschickt. Die schmeckt sehr gut. Köstlich. Ich hatte eben davon gegessen, aber der Lärm, den du veranstaltet hast ... Ich kann diesen Lärm nicht ertragen. Sieh mal, ich habe Kopfschmerzen, die ich nicht loswerden kann. Deshalb: Sei ruhig.« Er hob die Leuchte, damit Kitty sein ernsthaftes Gesicht sehen konnte. Sie sah einen Klecks Konfitüre auf seiner Wange und roch den süßen Duft in seinem Atem. Er wandte sich zum Gehen, beugte sich dann aber noch einmal über sie und sagte: »Pscht, Kitty, oder ich werde dich auspeitschen, so wahr mir Gott helfe, denn ich kann diesen Lärm nicht ertragen.«

Kitty antwortete dem Mann nicht, sondern biss fest auf das Tuch, das noch immer in ihrem Mund steckte, damit sie nur ja keinen Laut von sich gab, der ihm die Laune verderbte. Denn Kitty war es gelungen, vier Jahre lang zu leben, ohne den Hieb der Peitsche zu spüren. Doch der weiße Mann hatte das Kind

gezeugt, das sie da zur Welt brachte, und wenn er nicht bald ging, würde sie sich von der Matratze erheben, den hässlichen Bakkra am Bein fassen, ihn wie ein Stück Zuckerrohr über dem Kopf schwenken und ihn weit, so weit durch die Luft schleudern, dass er auf einer anderen Insel, von der man sich erzählte, kopfüber in einem Haufen Zuckerrohrabfälle landen würde. Stattdessen biss sie, als er sich wieder das Taschentuch vor die Nase presste, aufstand und sich zum Gehen anschickte, nur noch fester auf den Lappen. Er tat zwei Schritte, bis ihm ein Gedanke kam. Darauf bedacht, sich abwechselnd an beide seiner Sklavinnen zu wenden, sagte er: »Und gebt mir auf das Kleine acht – wird mal 'ne Menge Geld wert sein.«

Als das Wurm endlich aus Kitty herauspurzelte, stieß es einen so gellenden Schrei aus, dass die Bäume sich bogen, wie wenn ein Hurrikan über sie hinweggefegt wäre. Aufgeschreckt von diesem ungeheuren Schrei, schlug Tam Dewar mit der Faust fest auf seinen Abendessenstisch, und seine kostbare Erdbeerkonfitüre kippte um und ergoss sich auf den Fußboden.



Andrea Levy

Das lange Lied eines Lebens

Roman

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74412-1

btb

Erscheinungstermin: Juni 2012

Vom Kampf einer Frau um Freiheit

Jamaika, Mitte des 19. Jahrhunderts. Die betagte Miss July war einst Haussklavin auf einer Zuckerplantage und hat bewegte Zeiten hinter sich. Nun, viele Jahre nachdem sich ihre Brüder und Schwestern die Freiheit mit Blut erkauften, offenbart sie ihrem Sohn die Geschichte ihres Lebens – und erklärt ihm, warum sie gezwungen war, ihn als Säugling wegzugeben. Mit großer Lust am Fabulieren beginnt sie von jener Zeit zu erzählen, als sie die rechte Hand der Missus auf der Plantage war. Bis sich mit einem neuen Aufseher ihr Leben dramatisch änderte ...